Karriere

BEWEGEN ERLAUBT
Im Büro der Zukunft arbeiten alle überall
SEITE 87

SURFEN VERBOTEN
Facebook und Co. sind in vielen Büros unerwünscht
SEITE 92

Anblick Seite 89
Die Bundeskunstsammlung leiht Bilder fürs Büro aus

Einblick Seite 90
Prominente zeigen, wo sie arbeiten

Ausblick Seite 95
Eine Bank zieht ins höchste Bürogebäude der Schweiz

ANZEIGE

Delegieren Sie Ihre Weiterbildung an uns.

BWI Management Weiterbildung
ETH Eidgenössische Technische Hochschule Zürich Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Aktuelle Intensiv-Seminare zu Führung: «Führen von Führungskräften» vom 23. – 25. Mai 2011; «Optimieren meiner Führungskompetenz» vom 12. – 13. Mai 2011; «Mitarbeiterführung Grundlagen» Zusatzseminar vom 15. – 17. Juni 2011. Informationen und Anmeldung unter: **www.bwi.ch**

EDITORIAL

Der umtriebige Präsident des FC Sion, Christian Constatin, schmückt sein Büro in Martigny mit einem ausgestopften Wolf. Irene Gassmann, Priorin im Kloster Fahr in Unterengstringen, arbeitet in einem geschichtsträchtigen Raum aus dem 18. Jahrhundert. Und Claude Nobs leitet sein Jazz Festival Montreux vom Schreibtisch im Schlafzimmer seines Chalets in Caux aus, mit Blick über den Genfersee.
Chef müsste man sein, werden Sie jetzt denken! Während sich Bürolisten in der ganzen Welt Pult an Pult zu konzentrieren versuchen, gönnen sich die CEOs feudale, repräsentative Arbeitsplätze und geben dem Begriff Grossraum-Büro eine ganz andere Dimension. Doch auch da hat ein Wandel stattgefunden. Carsten Schloter etwa, Chef der Swisscom, hat überhaupt kein Büro mehr. «Dank mobilen Kommunikationsmitteln kann ich immer und überall auf benötigte Informationen zugreifen und kommunizieren», erklärt er.

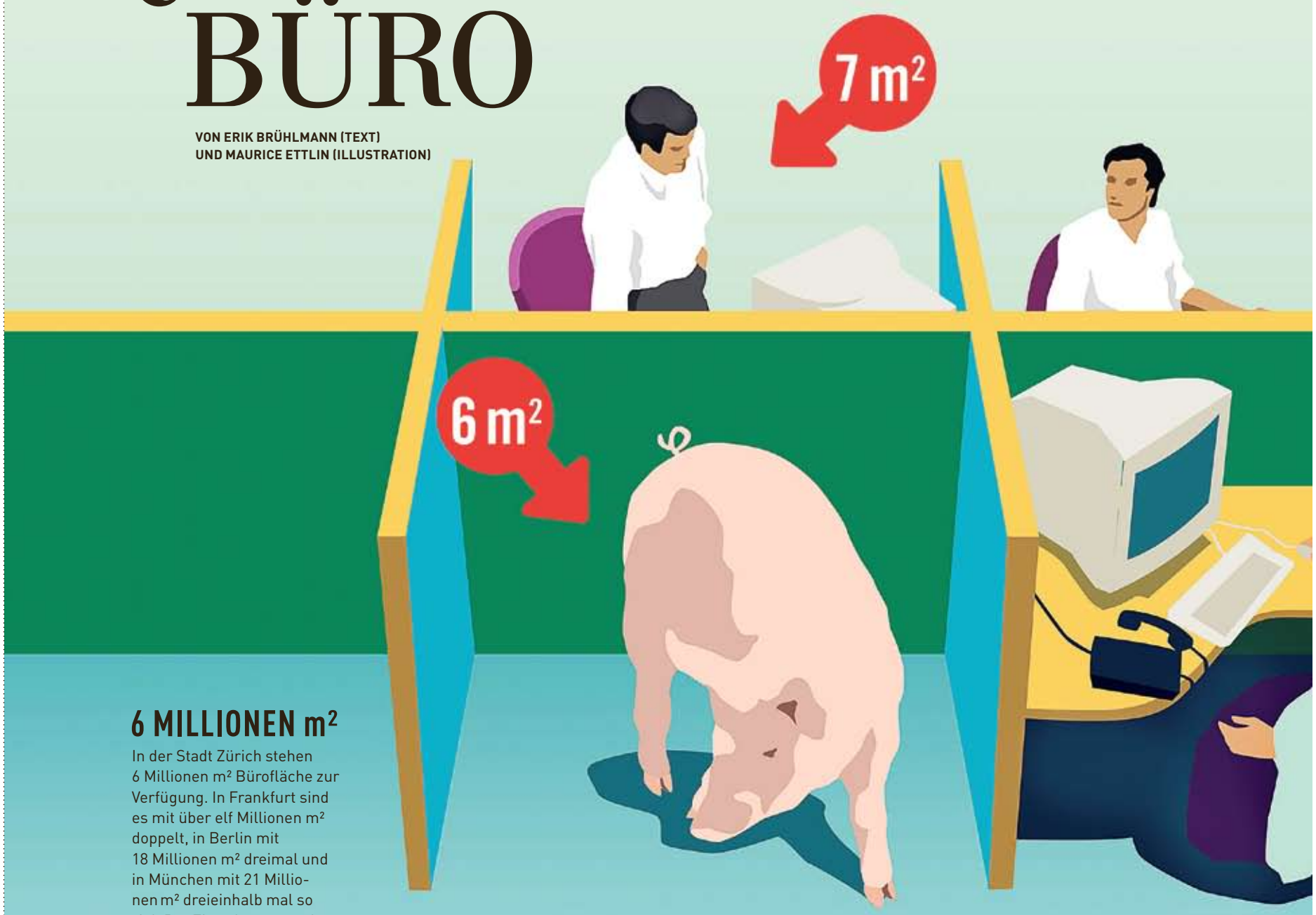
Die Arbeitswelt ist im Umbruch. Neue Technologien, neue Jobs und nicht zuletzt neue Erkenntnisse aus Medizin und Psychologie führen zu einem Umdenken in Bezug auf Arbeitsplätze. War früher das verqualmte Einzelbüro en voque, sind es heute anonyme Grossraumbüros, die auf möglichst wenig Platz möglichst viel Leistung generieren sollen.
Leistung steht natürlich auch in Zukunft im Vordergrund, doch die Tendenz geht zurück zur Individualisierung. Das Büro der Zukunft passt sich sozusagen den Arbeitnehmern an. «Net'n'nest» nennt das Vitra, einer der innovativsten Büromöbelhersteller Europas. Mit grosszügigen Bürolandschaften, unterteilt in verschiedene Bereiche, will man den unterschiedlichen Bedürfnissen der Angestellten entgegenkommen.
Lesen Sie, wie ein solcher «Open Space» funktioniert, wie im höchsten Bürogebäude der Schweiz gearbeitet wird und was neue Technologien bringen. Und sollten all die rosigen Zukunftsvisionen in Ihrem Unternehmen noch in weiter Ferne sein, verraten wir Ihnen auch, was das Büro-Leben erleichtert: Zum Beispiel die kleinste Kaffeemaschine der Welt, die sich blitzschnell in der Schublade verstecken lässt, wenn der Chef auftaucht!

Dominic Geisseler,
stv. Chefredaktor

Impressum
KARRIERE ist eine Beilage der SonntagsZeitung
CHEFREDAKTION Martin Spieler (Chefredaktor), Simon Bärtschi, Dominic Geisseler (stv. Chefredaktoren)
REDAKTION UND PRODUKTION Marius Leutenegger, Benjamin Gygax, Erik Brühlmann, Markus Ganz
ART DIRECTION Tobias Gaberthuel
LAYOUT Benjamin Ogg
FOTOREDAKTION Sonia Favre
VERLAGSLEITUNG Diego Quintarelli
LEITUNG WERBEMARKT Adriano Valeri, Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich, Tel 044 248 40 40, www.sonntagszeitung.ch

Ein QUANTUM BÜRO

VON ERIK BRÜHLMANN (TEXT)
UND MAURICE ETTLIN (ILLUSTRATION)



6 MILLIONEN m²

In der Stadt Zürich stehen 6 Millionen m² Bürofläche zur Verfügung. In Frankfurt sind es mit über elf Millionen m² doppelt, in Berlin mit 18 Millionen m² dreimal und in München mit 21 Millionen m² dreieinhalb mal so viel. Pro Einwohner gerechnet, ergibt sich aber ein anderes Bild: In Zürich stehen pro Bewohner 15,44 m² zur Verfügung, in Frankfurt und München praktisch gleich viel – in Berlin aber nur gerade 5,14 m².

20 °C

In Büroräumen gelten 20 °C als optimale Temperatur. Steigt die Temperatur im Sommer auf 28 °C, reduziert sich die Leistungsfähigkeit der Mitarbeitenden bereits um fast ein Drittel. Bei 33 °C sinkt sie auf die Hälfte. Oft geht vergessen, dass EDV-Geräte die Raumtemperatur zusätzlich aufheizen.

20 MINUTEN

Wer sich nach dem Essen eine Siesta gönnt, baut Stress ab und verringert das Risiko eines Herztods. Maximal 20 Minuten «Power-Napping» werden empfohlen, bei über 30 Minuten verkehrt sich der Erholungseffekt ins Gegenteil: Man fällt eher in Tiefschlaf, das Aufwachen wird schwieriger, man fühlt sich wie gerädert. Experten empfehlen vor der Büro-Siesta eine Tasse Espresso, der nach etwa 20 Minuten einen Weckeffekt hat.

984 FR

Jedes Jahr erstellt der globale Immobiliendienstleister Cushman & Wakefield eine Rangliste der teuersten Büroflächen. 2010 hat es Zürich in die Top Ten geschafft: Mit durchschnittlich CHF 984 pro m² und Jahr liegt Zürich auf Platz 9. Die Plätze 1 bis 3 belegen Hongkong (CHF 2475), London (CHF 2399) und Tokio (CHF 1710).

2 STUNDEN

Damit einem vom vielen Sitzen abends nicht die Knochen wehtun, empfiehlt die Suva, bei intensiver Bildschirmarbeit alle 2 Stunden eine Pause von 15 bis 20 Minuten zu machen. Das bedeute jedoch nicht, sich zurückzulehnen und nichts zu tun, sondern nach Möglichkeit aufzustehen und sich zu bewegen.

70 PROZENT

Am Konzept von Grossraumbüros scheiden sich die Geister. Die Studie «Human Building Office» des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur an der Hochschule Luzern zeigt jedenfalls, dass der Lärmpegel die Arbeitenden in Grossraumbüros am meisten stört: 70 % der Befragten gaben an, oft durch Gespräche oder Geräusche abgelenkt zu werden.

500 KWH

Laut WWF Schweiz verbraucht ein Büroarbeitsplatz durchschnittlich 500 kWh Strom pro Jahr. Wollte man diese Menge mittels eines Hometrainers erzeugen, müsste man dafür satte 5000 Stunden strampeln – oder – 208 Tage ohne Unterbruch.

7 m²

Wem im Büro die Decke auf den Kopf fällt, der denke an die Platzverhältnisse in anderen Ländern. Beschäftigte in Indiens florierender IT-Branche müssen zum Beispiel mit durchschnittlich knapp 7 m² Bürofläche pro Person auskommen. Das ist gerade mal 1 m² Bodenfläche mehr, als das Schweizer Gesetz einem Zuchteber zugesteht.

2,23 PROZENT

Einmal jährlich werden in den Städten nicht nur die Anzahl der leer stehenden Wohnung erhoben, sondern auch die freien Büroflächen. In der Stadt Zürich waren es per 1. Juni 2010 132 778 m² oder 2,23 % der gesamten Bürofläche; dieser Leerbestand entspricht 18,5 grossen Fussballfeldern.

750 MILLIONEN USER

«Büro» heisst im Englischen «office». Das bekannte und nicht immer beliebte Microsoft-Programm gleichen Namens ist für den Software-Giganten ein wahrer Megaseller. Laut Konzernangaben werden die verschiedenen Office-Versionen von über 750 Millionen Usern weltweit genutzt – also von knapp 10 % der Weltbevölkerung.

750 000 STÜCK

Laut einer Untersuchung der Schweizerischen Agentur für Energieeffizienz (S.A.F.E.) stehen in Büros und gewerblichen Betrieben über 750 000 Kaffeemaschinen im Einsatz. Rund ein Drittel davon wird abends nicht abgeschaltet. Eine Maschine frisst im Dauerbetrieb jährlich rund 200 kWh, 40 % mehr als abends abgeschaltete Geräte. Zum Vergleich: Eine vierköpfige Familie in einem Einfamilienhaus verbraucht pro Monat etwa 350 kWh.

So arbeiten wir morgen

Am «Büro der Zukunft» wird schon lange getüftelt. Es passt sich immer stärker den Arbeitnehmenden an – und nützt so auch den Arbeitgebern

VON MARKUS GANZ (TEXT) UND MAURICE ETTLIN (ILLUSTRATION)

1945 hatte der US-amerikanische Ingenieur Vannevar Bush eine Vision für eine Maschine, die den Arbeitsplatzkonzepten von heute ziemlich nahe kommt: «Memex» hatte die Form eines Schreibtischs, auf dem über zwei berührungsempfindliche Bildschirme Informationen abgerufen, projiziert und wie beim Hypertext verknüpft werden konnten. Die Maschine sollte auch über Spracherkennung verfügen – etwas, das sich bis heute allerdings ebenso wenig durchgesetzt hat wie das seit den 1970er-Jahren diskutierte papierlose Büro.

Es gibt zwar immer wieder spannende Ideen zur Zukunft des Büros, doch was am Ende erfolgreich ist, kann nur die Zeit zeigen. Immerhin wissen wir aus Erfahrung, woran vielversprechende Konzepte langfristig scheitern können. Zum Beispiel daran, dass bei ihrer Umsetzung «zu wenig auf die Bedürfnisse der damit arbeitenden Menschen eingegangen wird», wie der Gesundheits- und Arbeitswissenschafter Georg Bauer erklärt. Hinter vielen Konzepten stünden«strategische Entscheidungen, mit denen Firmen in erster Linie Kosten einsparen wollen». Damit spricht Bauer vor allem das Konzept der Grossraumbüros an, das einseitig auf die Reduktion des Platzbedarfs ausgerichtet ist. Zwar setzt sich die «Open Space» genannte Weiterentwicklung zunehmend durch – sie berücksichtigt die unterschiedlichen Bedürfnisse der Arbeitnehmenden für verschiedene Arbeitssituationen – doch offensichtlich mit geringem Erfolg. Gemäss einer 2009 durchgeführten Umfrage des Staatssekretariats für Wirtschaft traten bei Arbeitnehmenden in Grossraumbüros deutlich mehr gesundheitliche Probleme und krankheitsbedingte Absenzen auf als in kleinen Büros, in denen die Zufriedenheit und die Produktivität zudem höher eingeschätzt wurden.

«Das Konzept des ‹Open Space› wird aus Spargründen oft falsch umgesetzt», erklärt Hanns-Peter Cohn, CEO des (Büro-)Möbelherstellers Vitra, der die viel beachteten Räume von Google in Zürich gestaltete. «Ich verstehe gut, dass niemand in einem falsch gestalteten Grossraumbüro arbeiten will: Das ist wie in einer Galeere.» Es gebe zudem kein allgemein gültiges Konzept für «Open Space». «Jede Firma hat eine bestimmte Art des Arbeitens, und die muss berücksichtigt werden», so Cohn. Für die Jobs der Wissensgesellschaft – von denen es in Zukunft immer mehr geben wird – ist «Open Space» aber besonders gut geeignet. «In diesem Bereich ist Teamwork wichtig. Daher werden die Büros zunehmend zu Kommunikationszonen, die wie ein Business-Klub aussehen.» Im Vitra-Campus in Weil am Rhein kann man sehen, wie «Open Space» optimal umgesetzt wird: Die Angestellten arbeiten in einer grosszügigen Bürolandschaft, in der unterschiedliche Bereiche ihren verschiedenen Aufgaben und Bedürfnissen entgegenkommen. Vitra nennt dies «Net 'n' Nest»: Als «Netz» werden Orte für den Austausch bezeichnet, im «Nest»kann man konzentriert arbeiten, telefonieren oder sich ausruhen. 30 Prozent der Mitarbeitenden haben keinen eigenen Arbeitsplatz mehr – das gilt auch für den Chef, weil er nicht immer da ist. Ziel von «Net 'n' Nest»ist die Balance zwischen Kommunikation und Rückzug sowie das Wohlbefinden der Mitarbeitenden.

Vom Büro zum Business-Klub

Es gibt gute Gründe dafür, die Bedürfnisse des Mitarbeitenden ins Zentrum zu rücken: Eine Untersuchung des Fraunhofer-Instituts für Arbeitswirtschaft und Organisation zeigt, dass zufriedene Angestellte markant produktiver sind. Hanns-Peter Cohn: «Noch in dieser Dekade wird es eine dramatische Umkehrung geben: Der Mitarbeitende wird künftig entscheiden, bei welcher Firma er arbeitet, nicht mehr der Arbeitgeber.» Eine psychologisch wichtige Rolle bei der Wahl des Arbeitgebers spielt der Grad der Selbstbestimmung und der Anpassungsmöglichkeiten. Technische Lösungen dafür präsentierte IBM mit dem Projekt «Bluespace»: Der Arbeitsplatz wird mit einem persönlichen Funkchip individualisiert; Klima, Licht und Arbeitsgeräte werden automatisch auf die gewünschten Einstellungen des Arbeitnehmenden eingestellt. Und die Schreibtischplatte verwandelt sich – wie bei «Memex» vorgesehen – mit berührungsempfindlichen Bildschirmen in eine interaktive Computerschnittstelle.

Manche der Visionen von «Bluespace» haben im Büroalltag bereits Einzug gehalten, an anderen wird weitergeforscht. Das Fraunhofer-Institut hat das Konzept des Computerarbeitsplatzes zu einem Informationsraum mit digitalen Arbeitsflächen und einer neuartigen Beleuchtung erweitert; eine gute Beleuchtung fördert gemäss dem Gesundheits- und Arbeitswissenschafter Georg Bauer sowohl Wohlbefinden wie Produktivität. In diesem Konzept werden Displays, Raumbeleuchtung und Tageslicht miteinander kombiniert, eine dynamische LED-Lichtfläche kann den Rhythmus des Tageslichts oder vorbeiziehende Wolken am blauen Himmel nachbilden. Viele Entwickler beschäftigen sich auch mit der Reduktion des Umgebungslärms. Vitra etwa hat einen Stuhl entwickelt, dessen Rückenlehne sich bis über den Kopf wölbt und vor störenden Geräuschen abschirmt.

Lärmdämmend wirken auch Pflanzen. Daneben gibt es weitere Gründe, sie einzusetzen: Sie erleichtern die räumliche Abtrennung und liefern Sauerstoff. Gemäss der von der EU geförderten Kampagne «Gesundes Grün am Arbeitsplatz» verringern Pflanzen Müdigkeit, Kopfschmerzen, Husten und Reizungen an Augen um 30 Prozent – und heben die Stimmung. Ein Blick ins Grüne tut gut. Der Stuttgarter Innenarchitektur-Professor Rudolf Schricker empfiehlt für die Bürogestaltung zudem, dass «alle fünf Sinne positiv angesprochen werden müssen, wenn man optimale Bedingungen für Innovation und Leistung will». Dass deshalb künstlicher Kaffee- oder Vanillekipferlduft förderlich sein sollen, ist allerdings umstritten.

DAS BEWEGTE BÜRO

Was fördert in einem Büro das Wohlbefinden und die Produktivität?
Eine gute Beleuchtung, Tageslicht und ein Blickfeld nach draussen. Der Arbeitnehmende braucht eine gewisse Privatsphäre und muss vor Geräuschen geschützt sein; vor allem Störungen durch Kollegen können zu Konflikten führen. Immer wieder wird über die Belüftung und die Temperatur geklagt.

PD Dr. med. Georg Bauer ist Gesundheits- und Arbeitswissenschafter an der Universität und der ETH Zürich

Wo sehen Sie Potenzial für gesundheitliche Verbesserungen?
Es wird zu wenig beachtet, wie wichtig der Wechsel zwischen Sitzen, Stehen und Bewegung ist. Studien zeigen, dass das «Festsitzen» am Tisch sehr ungünstig für die Gesundheit ist. Man sollte sich deshalb mehr bewegen und statt Sitzungen auch «Stehungen» abhalten. An Computerarbeitsplätzen können auch internetbasierte Gesundheitsprogramme hilfreich sein.

Ist die viel diskutierte Work-Life-Balance mehr als ein Schlagwort?
Es wird tatsächlich immer schwieriger, das Privatleben von der Arbeit zu trennen – Freizeit- und Arbeitsinstrumente verschmelzen immer mehr miteinander. Lese ich auf dem iPad privat ein Buch und eine geschäftliche E-Mail trifft ein, schaue ich diese zwangsläufig an.

Pierre-André Lienhard, Konservator der Bundeskunstsammlung: «Die Botschafter suchen ein ‹Conversation Piece› für die Wand»

Am liebsten BUNT UND GROSS

Seit über 120 Jahren sammelt der Bund Schweizer Kunst. Die Bilder der Sammlung schmücken Büros und Botschaften. Doch nicht jeder Beamte darf sich einen Giacometti an die Wand hängen

VON BENJAMIN GYGAX (TEXT) UND SEVERIN NOWACKI (FOTO)

In einer Seitengasse zur Berner Monbijoustrasse liegt der unscheinbare Eingang zur bedeutendsten Sammlung von Schweizer Kunst. Der erste Raum im Untergeschoss weist alle Attribute einer Kunstgalerie auf: Oberlichter, blütenweisse Wände mit Hängevorrichtungen, moderne Möblierung. Diese kleine Galerie ist zwar nicht öffentlich, sie gehört aber der Öffentlichkeit – denn in diesem Raum wählen Bundesräte, Beamte und Botschafter Bilder für ihre Büros aus. Dabei gab es vor einigen Jahren im Bundesrat auch Konkurrenz, verrät Pierre-André Lienhard. Namen nennt der Kunsthistoriker, der die Bundeskunstsammlung seit 1995 betreut, zwar keine, aber er meint: «Hätte das betreffende Mitglied der Landesregierung mehr von Kunst verstanden, hätte es festgestellt, dass der eigene Wandschmuck sogar wertvoller war als jener des beneideten Kollegen.»

Seit 1888 kauft der Bund Werke aus der Schweiz. Zum Aufbau der Sammlung hatten namhafte Künstler angeregt, darunter Albert Anker. Ihr Argument: Es gehöre zum Selbstverständnis eines modernen Staats, die Künste zu fördern. Seither ist die Kunstsammlung stetig angewachsen. Heute umfasst sie 14 500 Werke. Gesamtwert: rund 500 Millionen Franken. Konservator Pierre-André Lienhard führt durch die hellen unterirdischen Gänge zum Lager. Durch die schweren Schiebetüren der Klimaschleuse gelangt man in die zwei Räume, in denen die Schätze des Schweizer Kunstschaffens schlummern. «Im Haus befinden sich nur etwa zwei Fünftel unserer Werke», erklärt Lienhard, «1800 Werke sind dauerhaft an Museen ausgeliehen, 1800 an Schweizer Botschaften, und viele weitere hängen und stehen in den Büros der verschiedenen Departemente.» Weil sich einige Werke schon seit Jahrzehnten im Ausland befinden, hat der Konservator noch längst nicht alle gesehen.

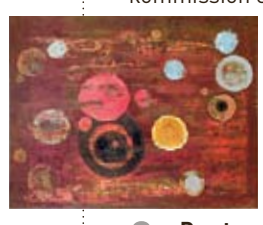
Die Werke, die nicht hier sind, schmücken Empfangs- und Sitzungsräume sowie Büros des Bundes. Denn ein Büro ist ja nicht nur Arbeitsplatz: Seit jeher dient es auch der Repräsentation seines Besitzers. Bei diesem Thema wird der sonst ausnehmend konziliante Konservator allerdings leicht ungehalten. «Die Leihnehmer sollten unterscheiden können, was der Repräsentation des Staates dient und was der eigenen Person», findet er. Ein Werk für das eigene Büro ausleihen zu dürfen, sei ein Privileg. Weil die Ausleihe die Werke stark in Mitleidenschaft zieht und die Ressourcen der Kunstsammlung belastet, ist man damit restriktiver geworden. Ein grosses Problem sind zum Beispiel die klimatischen Bedingungen in einigen Botschaften – allerdings indirekt. «Viele Büros werden klimatisiert» erklärt Lienhard. «Weil das teuer ist, stellt man die Klimaanlage über Nacht ab, doch für Gemälde sind Temperaturschwankungen das Schlimmste überhaupt.» Heute wird eine Ausleihe deshalb oft an die Bedingung geknüpft, der Leihnehmer müsse für einen 24-Stunden-Betrieb der Klimaanlage sorgen. Trotz zuweilen harscher Bedingungen für die Kunst gehören Botschaften zu den wichtigsten Leihnehmern. «Sie sollen die Schweiz repräsentieren», sagt Pierre-André Liendhard. «Oft muss die Kunst diese Funktion übernehmen. Wir versuchen dann, am Ort ein stimmiges Bild der Schweizer Kunst zu vermitteln.» Lienhard bringt den kunsthistorischen Blick ein und versucht beratend, vom persönlichen Geschmack des Botschafters abzulenken. Für die Botschafter sei die Kunst eben wichtig, weil sie sich an Empfängen gut als Gesprächsstoff für Small Talk eigne: «Die Botschafter suchen ein ‹Conversation Piece› für die Wand.» Einfacher sei es dagegen, wenn ein Beamter oder Politiker sein Büro verschönern wolle, weil dann der Geschmack des Leihnehmers entscheide und nicht ein Gesamtkonzept. Zur Ausleihe berechtigt sind übrigens Beamte ab Stufe Amtsdirektor.

> Klimaanlagen sind der Kunstwerke Tod

Wer sich ein Bild aussuchen darf, wünscht sich häufig «etwas Modernes mit Farben», so der Konservator. «Gelegentlich verlangen die Leute ein grosses, querformatiges Bild, das die Wand gut ausfüllt.» Hingegen habe die Nachfrage nach traditionellen Landschaften nachgelassen. Viele halten von moderner Kunst zwar nicht viel – wissen aber, dass es sich damit gut repräsentieren lässt. In diesem Zusammenhang kann sich Lienhard einen Seitenhieb nicht verkneifen: «Selbst Bundesrat Christoph Blocher, der einer nicht gerade subventionsfreundlichen Partei angehört, lässt sich gern ein grosses Hodler-Bild aus der staatlichen Kunstsammlung an die Bürowand hängen.» Dabei besitze der Kunstsammler doch eine eigene Version des «Holzfällers» – aber diese sei eben nicht ganz so bedeutend.

5 BESONDERE WERKE

1. Bundesrätin Sommarugas Büroschmuck Seit kurzer Zeit steht im Büro der «jüngsten» Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Skulptur «Dreiweib» des Luzerner Künstlers Rudolf Blättler (*1941).



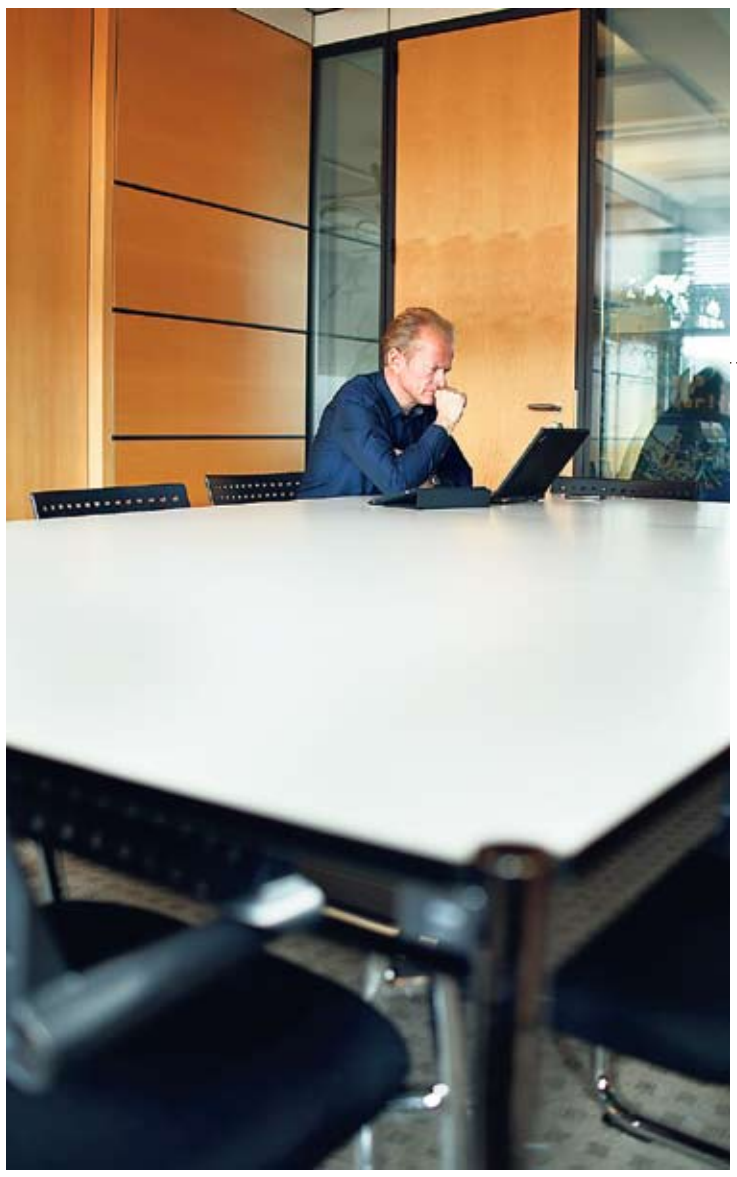
2. Das erste abstrakte Gemälde Die Eidgenössische Kunstkommission empfahl 1946 erstmals den Ankauf eines völlig abstrakten Gemäldes. «Bild mit Kreisen» von Hans Fischli (1909–1989) hängt seit 1989 als Dauerleihgabe im Aargauer Kunsthaus.

3. Das teuerste Kunstwerk Mit einem Schätzwert von 20 Millionen Franken ist der «Holzfäller» von Ferdinand Hodler (1853–1918) das teuerste Werk der Sammlung. Es entstand 1910 und wurde gleich für 15 000 Franken angekauft. Das grossformatige Gemälde ist in der Regel im Kunstmuseum Bern zu sehen.

4. Die längste Leihgabe Das Werk mit der längsten ununterbrochenen Ausleihzeit ist die Büste «General Wille» von Jakob August Heer (1867–1922). Sie wurde 1917 angekauft und ziert seither den Empfang des VBS. 1940 gesellte sich die Büste von «General Guisan» von Hermann Hubacher (1885–1976) dazu.

5. Die neueste Anschaffung Im Frühjahr 2011 kaufte die Bundeskunstsammlung ein Wandobjekt von Edit Oderbolz (*1966). Das Werk «Ohne Titel» aus Armierungseisen und Stoffstreifen ist hier in einer Atelieransicht zu sehen.

Alle abgebildeten Werke: Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bundesamt für Kultur, Bern



CARSTEN SCHLOTER

CEO Swisscom, Worblaufen BE

«Sie treffen mich in einem Sitzungszimmer, denn als CEO brauche ich kein eigenes Büro mehr. Dank mobilen Kommunikationsmitteln wie Smartphone, iPad und Laptop kann ich immer und überall auf benötigte Informationen zugreifen und kommunizieren – so bin ich sehr flexibel.

Für meine vielen Besprechungen pendle ich oft zwischen Bern, Zürich und Mailand. Am Swisscom-Hauptsitz in Worblaufen bei Bern nutze ich Sitzungsräume, die auch anderen Mitarbeitenden zur Verfügung stehen.

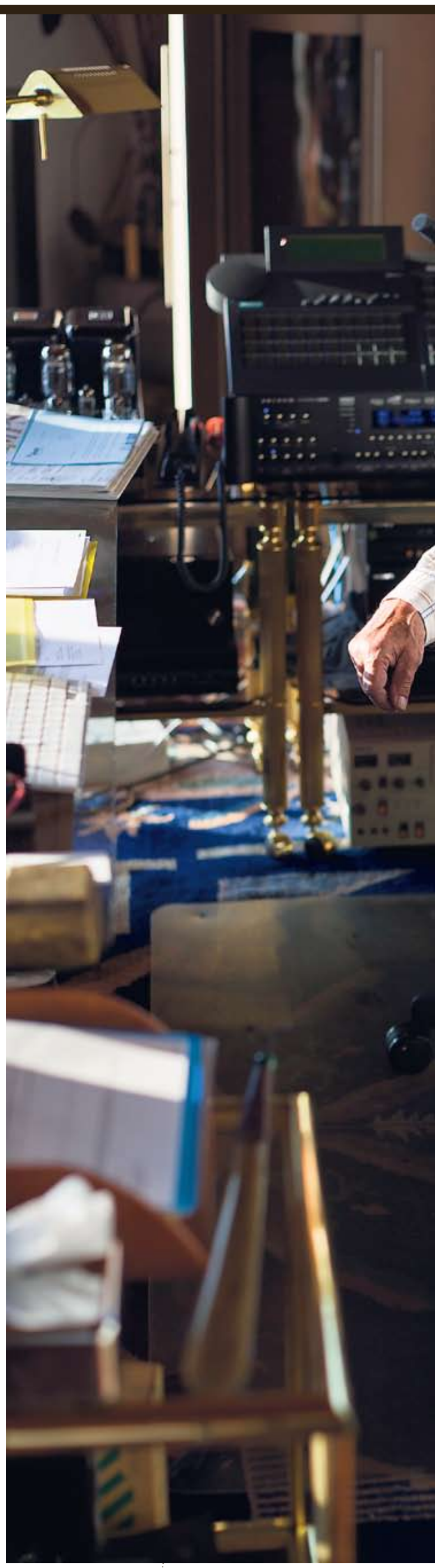
Bei uns haben viele ihre persönlichen Arbeitsplätze aufgegeben und arbeiten je nach Auftrag und Projekt an verschiedenen Standorten oder unterwegs. Diese Arbeitsweise hat viele Vorteile: Sie ermöglicht persönliche Kontakte, wir nutzen die Gebäude besser aus und steigern unsere Effizienz.»

IRENE GASSMANN

Priorin Kloster Fahr, Unterengstringen ZH

«Dieses Eckzimmer ist mein Arbeitsplatz, seit ich Priorin des Benediktinerinnen-Klosters an der Limmat bin – also seit 2003. Von hier aus habe ich eine gute Übersicht auf die dem Kloster angeschlossene Bäuerinnenschule, und ich sehe auch, wenn jemand zur Pforte kommt. Durch die drei Fenster strömt viel Licht in den Raum, was mir wichtig ist. Denn dieses Büro ist ein inspirierender Ort für mich, hier kann ich Ideen weiterentwickeln.

Der Raum liegt im für Aussenstehende abgeschlossenen Bereich, der Klausur, und entstand Anfang des 18. Jahrhunderts. Das Alter sieht man auch der geschichtsträchtigen Decke mit den Wappen an. Mir gefiel es, dieses traditionelle Zimmer mit modernen Möbeln zu kombinieren – und hier auch meinen Computer einzurichten. Er ist für mich das Tor zur Welt. Wenn ich am Bildschirm arbeite, schaue ich in Momenten des Innehaltens gern auf das schlichte Kreuz an der Wand dahinter.»



CLAUDE NOBS

Leiter Montreux Jazz Festival, Caux VD

Mein Büro

Chef oder Chefin müsste man sein – dann hätte man ein tolles Büro. Oder? Sechs prominente Entscheider zeigen, wo sie arbeiten

VON MARKUS GANZ (TEXT) UND MARC WETLI (FOTOS)

«Ich habe zwar noch ein Büro in Montreux, gehe aber fast nie mehr dorthin. Heute erledige ich fast alles von meinem Chalet in Caux aus – per Telefon oder übers Internet, das geht viel einfacher, und ich habe dabei erst noch einen wunderschönen Blick über den Genfersee.

Da ich häufig in die USA telefoniere, arbeite ich oft bis weit in die Nacht hinein und kann mich dann direkt ins Bett fallen lassen, das hinter meinem Schreibtisch steht. Ich fühle mich hier auch sehr wohl, weil ich inmitten von Gegenständen bin, die mir etwas bedeuten – dieser Raum ist wirklich das Gegenteil all dieser anonymen Managerbüros. Das Telefon hat denselben Jahrgang wie ich und ist ein Geschenk von Ian Anderson von Jethro Tull. Als Arbeitstisch dient ein altes Verkaufspult einer Bijouterie, in dessen Vitrine ich unter anderem Modelle eines Bootes und einer Lokomotive ausgestellt habe. Der Apparat mit dem Mikrofon erlaubt mir eine direkte Verbindung zum Börsenhändler. Und dann kann ich mir auf dem Bildschirm natürlich auch alte Montreux-Konzerte anschauen.»

CHRISTIAN CONSTANTIN

Präsident FC Sion, Martigny VS

«Im Sitzungsraum des FC Sion erledige ich alles, was meinen Fussballclub betrifft. Hier bespreche ich mich mit Spielern und Trainern, unterschreibe Verträge. Nur gefestet wird hier nicht, das machen die Walliser anderswo. Die Farbe der Wand entspricht genau dem Rot des Walliser Wappens und des Signets des FC Sion.

Der ausgestopfte Wolf hingegen stammt aus Kanada, dort sind sie grösser. Dieses stolze Tier ist zumindest in diesem Büro ins Wallis zurückgekehrt. An den Wänden hängen Bilder und Gemälde, die ich ausgesucht habe, etwa solche vom Matterhorn und eines von Joan Miró. Ausgestellt habe ich hier auch ein Modell einer Überbauung meines Architekturbüros, das sich im gleichen Gebäude befindet. Dort habe ich auch einen Computer – hier brauche ich keinen.»

HANNS-PETER COHN

CEO Vitra, Birsfelden BL

«Nach sechs Jahren werde ich dieses Büro demnächst aufgeben. Dann ziehe ich in eine im Vitra-Center entwickelte ‹Open-Space›-Landschaft. Ich arbeite bereits seit Jahren auf dem Vitra-Campus in Weil am Rhein und in den Auslandgesellschaften in einer solchen offenen Umgebung. Dort suche ich jeweils – wie andere Mitarbeitende auch – einen freien Platz. Erfreulich finde ich, dass ich dadurch immer wieder mit Kollegen ins Gespräch komme, die ich nur flüchtig kenne. Ich freue mich auch auf die neue Umgebung, weil ich dort mit dem engeren Team zusammen bin. Der Dialog findet direkt am Arbeitsplatz statt; ein solch unmittelbarer Meinungsaustausch inspiriert mich. Für Besprechungen und Coaching gibt es in der Bürolandschaft bestimmte Zonen. Persönliche Gegenstände sind am Arbeitsplatz nicht mehr vorgesehen. Das stört mich nicht, im Gegenteil: Es symbolisiert den demokratischen Führungsstil.»

GABRIELA MANSER

CEO Mineralquelle Gontenbad (Flauder), Gonten AI

«Seit ich 1999 die Geschäftsleitung der Mineralquelle Gontenbad übernahm, habe ich mein Büro schon dreimal gewechselt – das wachsende Geschäft erforderte immer mehr Betriebsraum. Seit gut einem Jahr wirke ich nun in meinem Elternhaus. Es liegt auf dem Firmengelände, dadurch erreiche ich jeden Ort im Betrieb sehr schnell.

Dieses Büro war früher die ‹schöne Stube›, die man nur an Feiertagen nutzte; die ‹gewöhnliche Stube› ist unser Sitzungszimmer. Nebenan befindet sich immer noch die alte Küche, obwohl wir sie meistens nur noch für die Kaffeepause nutzen. Ich brauche einfach eine Atmosphäre fürs Gemüt, ich muss mich wohl fühlen, denn ich verbringe in diesen Räumen sehr viel Zeit. Mir ist auch wichtig, dass ich Blumen auf dem Tisch habe und vieles in meinen Lieblingsfarben Orange und Rot gehalten ist.»

FACEBOOK: BITTE NICHT LÄSTERN!

Soziale Netzwerke wie Facebook können zum Stolperstein für Arbeitnehmende werden – nicht nur, weil sie Arbeitszeit auffressen. 2008 wurde beispielsweise einer Baslerin fristlos gekündigt, weil sie wegen Migräne zu Hause blieb und dort Facebook-Einträge schrieb. Sie hatte angegeben, im Dunkeln liegen zu müssen und nicht am Bildschirm arbeiten zu können – was offensichtlich nicht stimmte. In Frankreich bestätigte im vergangenen Jahr ein Gericht die Kündigung zweier Arbeitnehmer, die auf Facebook über ihre Firmen geschimpft hatten. Ebenfalls in Frankreich wurden 2010 zehn Schüler vorübergehend suspendiert, weil sie auf Facebook zu Protestaktionen aufgerufen hatten. «Problematisch ist es ausserdem, Vorgesetzte oder Angestellte als Freund einzuladen», sagt Michèle Stutz, Fachanwältin für Arbeitsrecht. «Man muss dann damit rechnen, dass der Chef alles mitliest. Das hat schon zu fristlosen Kündigungen geführt.»

Erlaubt ist, WAS ERLAUBT WIRD

Schnell nachschauen, wie es den Facebook-Freunden geht? In vielen Büros ist das untersagt. Wie viel Privatverkehr bei der Arbeit erlaubt ist, können Unternehmen selbst entscheiden

VON ERIK BRÜHLMANN (TEXT) UND MAURICE ETTLIN (ILLUSTRATION)

Zwischendurch ein paar Privatmails beantworten; nach dem Essen das Facebook-Profil aktualisieren; bis zum Feierabend eine Runde «Online-Monopoly» spielen: Wohl alle, die in einem Büro arbeiten, nutzen den Firmencomputer gelegentlich für Privates. Den meisten erscheint das vermutlich eher nebensächlich. Eine 2008 verfasste Studie des Softwareherstellers Sterling Commerce zeigt aber, dass sich Privatsurfen massiv auf die Arbeitsleistung auswirkt: Kumuliert über ein Jahr, kann es sich zu einem Arbeitsausfall von bis zu 17 Tagen anhäufen.

Da erstaunt es nicht, dass immer mehr Unternehmen privates Surfen einschränken. Visana sperrt zum Beispiel Facebook, Twitter und Youtube – laut Christian Beusch, Leiter der Unternehmenskommunikation, wegen «fehlender Geschäftsrelevanz der Inhalte dieser Gefässe für den einzelnen Mitarbeitenden» und wegen des Risikos, «dass sich die Mitarbeitenden mehr diesen Websites als ihren eigentlichen Aufgaben widmen». Auch die Post sperrt eine ganze Reihe von Websites: Facebook, Pornografieseiten, Chatrooms, Spiel- und Glücksspielseiten sowie rassistische und gewaltverherrlichende Seiten. Pressesprecherin Nathalie Salamin führt neben rechtlichen Überlegungen auch Sicherheitsrisiken an. Immerhin: «Braucht ein Mitarbeitender Facebook beruflich, kann er die Benutzung beantragen. Dieses Verfahren gilt auch für andere Websites.»

Zu viel surfen blockiert

Bürosurfer bedenken nicht, dass sie den geschäftlichen Datenfluss eines Unternehmens ins Stocken bringen können – zum Beispiel, wenn während einer Fussball-WM alle die Spiele im Internet verfolgen. Dies ist ein wichtiger Grund für Post und SBB, den Internetverkehr einzuschränken. «Die SBB stellen wichtige Geschäftsanwendungen wie den Fahrplan zur Verfügung», sagt SBB-Konzernmediensprecher Christian Ginsig. «Diese Anwendungen benötigen eine hohe Bandbreite und sollen nicht durch die Nutzung nicht geschäftsrelevanter Webanwendungen ausgebremst werden.» Die SBB sperren daher datenintensive Websites wie Youtube. Auch Facebook ist bei der Bahn seit rund zwei Jahren tabu.

Die Swisscom hält als einziges der befragten Unternehmen seinen Beschäftigten das Internet ganz offen – abgesehen von Seiten mit pornografischem oder rassistischem Inhalt. «Generell gehören Informatikmittel zum Arbeitsalltag aller Mitarbeitenden von Swisscom», begründet Sepp Huber, Leiter Mediendienst, die digitale Offenheit. Auch Facebook und Co. stellen kein Problem dar: «Als technologieaffines Unternehmen sind wir daran interessiert, dass die Mitarbeitenden die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten von Social-Media-Plattformen kennen und für ihre Arbeit optimal nutzen.» Allerdings sei die private Nutzung des Internets auf ein Minimum zu beschränken, und alle Mitarbeitenden müssten sich an klar definierte Regeln halten.

Solche betriebsinternen Regulierungen sind mittlerweile weit verbreitet. Mancher Bürosurfer mag darüber lächeln und glauben, der Chef bekomme den digitalen Zeitvertreib ja sowieso nicht mit. Das wäre aber ein gewaltiger Irrtum. Technisch gesehen, ist es heute ein Kinderspiel, jeden Computer in einem Betrieb zu überwachen. Die dazu notwendigen Programme sind günstig, einfach zu installieren und leicht zu handhaben. Tools wie «Boss Everyware», «Spector Pro» oder «eBlaster» zeichnen Tastatureingaben, besuchte Webseiten und Passwörter auf, sie sammeln E-Mails, registrieren laufende Programme und machen regelmässig Screenshots – ohne dass der Benutzer es merkt. Wer nun glaubt, dass solche Tools bestimmt nicht genutzt würden, irrt sich gleich noch einmal. 2010 brachte zum Beispiel die «Webcamgate-Affäre» die Schulbehörde des US-Bundesstaats Philadelphia in die Bredouille: Die Behörde hatte jahrelang Schüler per Computer bespitzelt. 2008 zeigte eine Untersuchung von PricewaterhouseCoopers, dass 85 Prozent aller britischen Unternehmen die Online-Aktivitäten ihrer Beschäftigten regelmässig kontrollieren und protokollieren.

Wie steht es hierzulande mit der Überwachung der Internetaktivitäten am Arbeitsplatz? Michèle Stutz, Fachanwältin für Arbeitsrecht bei MME Partners, beruhigt: «Rechtlich gesehen, ist eine solche Überwachung bei uns sehr heikel. Man darf zwar anonymisierte Auswertungen des Internetverkehrs vornehmen. Möchte man aber Genaueres wissen, muss eine mögliche Überwachung angekündigt werden. Eine gezielte Überwachung bestimmter Personen ist aus rechtlicher Warte so gut wie unmöglich – ausser, es liegt ein strafrechtlicher Verdacht vor.» Noch heikler sei die Kontrolle von E-Mails. «Aus Daten- und Personenschutzgründen ist es verboten, private Post einzusehen», sagt Michèle Stutz. Dies gilt für E-Mails ebenso wie für Briefpost. Allerdings ist es zuweilen schwierig, zwischen privaten und geschäftlichen E-Mails zu unterscheiden. Der Eidgenössische Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragte empfiehlt daher, private Mails als «privat» zu kennzeichnen und sie aus der Firmenmailbox zu entfernen. Eine Alternative ist, für Privatmails nur webbasierte Maildienste wie GMX zu verwenden.

Gezielte Überwachung ist verboten

Über die Rechte und Pflichten im Umgang mit Internet und E-Mails am Arbeitsplatz stellt der höchste Datenschützer online einen Leitfaden für Unternehmen und Arbeitnehmende zur Verfügung. «Rechtlich direkt bindend sind diese Richtlinien zwar nicht», sagt Michèle Stutz, «sie werden von den Gerichten aber als Auslegungshilfe beigezogen.» Dass übertriebenes Surfen zu einer fristlosen Kündigung führen könne, sei jedoch unwahrscheinlich. «Die Schwelle für einen Fristlosen ist sehr hoch», sagt die Anwältin. «Selbst wenn die betreffende Person auf inhaltlich bedenklichen Seiten unterwegs ist, sind zuerst Verwarnungen angezeigt, bevor man vielleicht an eine fristlose Kündigung denken kann.» Vorsicht ist dennoch geboten – denn es gibt ja auch die ordentliche Kündigung.

«Ein Bachelor reicht nicht»

130 000 Personen arbeiteten 2009 bei einer Bank. Heinz Knecht von der ZHAW empfiehlt eine Weiterbildung, um sich zu profilieren

VON ERIK BRÜHLMANN (TEXT) UND BASIL STÜCHELI (FOTO)

Ihr Institut ist eng mit der Bankenwelt verknüpft. Haben Sie die Auswirkungen der Finanzkrise zu spüren bekommen?
Ja. Es scheint, als scheuten junge Leute den Sprung ins kalte Wasser eines langjährigen Studiums. Sie bleiben eher beim Job, den sie haben, weil sie ja nicht wissen, wie sich der Markt in den nächsten Jahren entwickeln wird.

Wäre aber nicht gerade jetzt der ideale Zeitpunkt, um auf die eigene Aus- und Weiterbildung zu setzen?
Diese Reaktion gibt es auch, aber weniger oft. Diese Arbeitnehmenden sagen sich: Der Wettbewerb wird härter, die Standortvorteile der Schweiz erodieren, die Leistungsfähigkeit wird immer wichtiger – also muss ich in meine Ausbildung investieren.

Wird der Wettbewerb in der Bankenwelt tatsächlich härter?
Der Konkurrenzdruck ist schon gross und wird sich weiter verschärfen – wegen der Verlagerung vom Offshore- zum Onshore-Banking, der Margenerosion und der sich immer weiter öffnenden Schere von Volumen- und Ergebnisentwicklung. Aufgrund der veränderten Standortbedingungen und der neu ausgehandelten Doppelbesteuerungsabkommen dürfte sich vor allem der Wettbewerb im Inland verschärfen.

Wenn jemand in die Ausbildung investiert: Muss es gleich ein Master sein? Reicht nicht auch ein Bachelor?
Ein Bachelor ist sicher eine schöne Leistung, aber heutzutage kann man sich damit nicht mehr von der Masse abheben. Ein Master hingegen ist eine zusätzliche Anstrengung, die auch registriert wird. Unsere Masterausbildung zum Beispiel ist äusserst anspruchsvoll. Für den Studierenden bedeutet sie zwei Jahre vollen Einsatz. Das ist ein Belastungsausweis, der wertvoll ist – ganz abgesehen davon, dass der oder die Studierende das Fachwissen massiv vertieft. Kurz gesagt, ist ein Bachelor eine gute Vorbereitung für eine Fachfunktion oder operative Führungsfunktion – der Master hingegen schafft gute Voraussetzungen, um sich in strategische Führungspositionen zu entwickeln.

Die Schweizer Bankbranche ist international äusserst wettbewerbsfähig – auch hinsichtlich der Ausbildung?
Stelle ich Auftritt und Fähigkeiten unserer ausländischen Bachelor-Studierenden denen unserer Schweizer Studierenden gegenüber, sehe ich: Wir müssen den Vergleich mit dem Ausland überhaupt nicht scheuen. Gerade Deutsche sind zwar immer noch selbstbewusster als Schweizer, aber auch dieser Unterschied ist nicht mehr riesig. Man kann es zwar noch nicht statistisch untermauern, doch alle Indizien und Erfahrungen deuten darauf hin, dass die Qualität der Bankausbildung in der Schweiz hoch ist.

Heinz Knecht, Leiter des Instituts für Banking und Finance an der ZHAW: «Der Konkurrenzdruck verschärft sich»

WEITERBILDUNG FÜR DIE BESTEN

Ein abgeschlossenes Master-Studium im Finanzbereich kann einem die schweren Türen der besten Bankhäuser öffnen – zum Beispiel jene von Clariden Leu, einer der grössten Privatbanken der Schweiz. Im Rahmen des Graduate Program sucht die Bank derzeit «hervorragende Hochschulabsolventen», die idealerweise bereits über Arbeitserfahrung im Finanzsektor verfügen. Das Programm dauert 18 Monate und wird individuell auf jeden Teilnehmer zugeschnitten. Während der ganzen Zeit steht ihm ein Mitglied der Geschäftsleitung persönlich als Mentor zur Seite. Die Teilnehmer werden vom ersten Tag an ins Tagesgeschäft involviert, lernen alle Bereiche der Bank kennen und durchlaufen umfangreiche Trainings- und Ausbildungseinheiten. Die Ausbildung beginnt im Oktober 2011. Informationen dazu findet man unter www.claridenleu.ch (unter «Karriere»).

ANZEIGE

Bank *im* Glashaus

Der Prime Tower, das höchste Gebäude der Schweiz, ist fertiggestellt und wird jetzt bezogen. **Gottfried Hanzal,** Leiter Infrastruktur der Deutschen Bank (Schweiz) erklärt, weshalb das Finanzinstitut nach Zürich-West zieht

VON BENJAMIN GYGAX UND MARIUS LEUTENEGGER (TEXT) UND BASIL STÜCHELI (FOTO)

Wir sitzen in einem schmucken Büro beim Zürcher Hauptbahnhof – die Lage scheint ideal für das Geschäft mit vermögenden Privatkunden. Warum ziehen Sie in den Prime Tower?
Das Haus, in dem wir uns befinden, fördert die Zusammenarbeit zu wenig. Wir arbeiten hier in kleinen geschlossenen Büros, jede Begegnung muss geplant werden – das Haus gibt uns dadurch eine sehr aufwendige und überholte Organisationsform vor. Im Prime Tower können wir unsere Büros und damit auch die Kommunikation zwischen den Mitarbeitenden viel offener gestalten. Mit unserem Umzug setzen wir auch ganz bewusst ein Zeichen in der öffentlichen Diskussion über das Private Wealth Management: Wir wählen die Visibilität, Transparenz und Ausstrahlung des Prime Tower.

Sein Umfeld sieht allerdings nicht gerade nach Hochfinanz aus. Passt Zürich-West zu Ihren Kunden?
Das Quartier wandelt sich enorm – und schnell. Wir erkennen deutlich, welche Richtung es einschlägt, und wir vertrauen auf diese Entwicklung. Wir wussten vor dem Entscheid ja auch, was rund um den Prime Tower projektiert ist und auf welche Weise zum Beispiel der öffentliche Verkehr ausgebaut wird.

Was sagen Ihre Mitarbeitenden dazu, dass sie jetzt in den Prime Tower umziehen müssen?
Was die umgebende Infrastruktur angeht, ist die Bahnhofstrasse natürlich eine ideale Lage. Aber weil viele unter den Gegebenheiten des bisherigen Standorts gelitten haben, freuen sich jetzt die meisten Kolleginnen und Kollegen auf die Möglichkeiten, die uns der Prime Tower bietet. Da er ebenfalls gleich neben einem Bahnhof steht, wird der Arbeitsweg für die meisten Mitarbeitenden kaum länger.

Und welche Art Büro dürfen sie im Prime Tower erwarten?
Im Prime Tower werden unsere kleinen geschlossenen Büros durch «Open Space» abgelöst. Arbeitsplatz-Spezialisten der Deutschen Bank haben das Konzept «db New Workplace» entwickelt. Es ist erstmals in der im Februar 2011 wiedereröffneten Taunus-Anlage in Frankfurt umgesetzt worden. Der neue Arbeitsplatz soll effizient sein und die Kommunikation fördern, um einen unkomplizierten, schnellen Austausch mit Kunden und Kollegen zu ermöglichen.

Gottfried Hanzal: «Diese Aussicht! Hier bieten wir unseren Kunden und Mitarbeitenden die Möglichkeit, über Zürich zu fliegen»

Wie viel Mitsprache haben denn die Mitarbeitenden bei der Gestaltung ihrer Arbeitsplätze?
Bevor wir mit der Planung beginnen, führen wir mit jeder Abteilung ein Interview durch, um deren Wünsche zu hören. Soweit wie möglich beziehen wir diese ein. Wir geben ein breites Einrichtungsprogramm vor, das unsere Mitarbeitenden in einem Musterraum anschauen und ausprobieren können. Bei den Themen Ergonomie und Licht gehen wir sehr weit.

Wie reagieren die Mitarbeitenden auf die unpersönlichen, gemeinsamen Arbeitsplätze, die das Konzept vorsieht?
Das neue Konzept bringt natürlich eine grosse Umstellung mit sich, aber wir wissen bereits, dass unsere Kollegen aus Frankfurt damit weitgehend zufrieden sind. Wir machen regelmässig Zufriedenheitsumfragen und hören von den Mitarbeitenden immer wieder, dass es bezüglich Kommunikation ein grosses Verbesserungspotenzial gibt. Gemessen daran können wir am neuen Ort viel Gutes in die Waagschale werfen.

Sind trotz «Open Space» Einzelbüros vorgesehen?
Im Prime Tower werden wir pro Stockwerk bis zu 100 «Open-Space»-Arbeitsplätze einrichten. Doch wir planen überschaubare Bereiche mit Gruppen von vier bis maximal acht Leuten. Zusätzlich wird es wenige Einzelbüros geben, doch auch diese werden wohl nur durch Glas voneinander getrennt.

Gibt es auch Rückzugsmöglichkeiten?
Auf jeder Etage sind Business-Lounges als Begegnungsorte vorgesehen, dort kann man sich auch verpflegen. Zudem gibt es Rückzugsmöglichkeiten in den sogenannten Think-Tanks – das sind geschlossene Räume für ein bis zwei Personen – oder in den Besprechungsräumen.

Wie lange wird der Umzug ins Hochhaus dauern?
Wir erhalten im frühen Sommer Zugang zu den Räumen. Dann bauen wir die Infrastruktur auf: Serverräume, Lüftung, Wände, Bodenbeläge. Im Herbst geht es los mit dem Innenausbau und der Möblierung. Der Umzug beginnt im Dezember und dauert vier Wochen. Dabei stellen sich uns unzählige logistische Herausforderungen: Unsere Handelsabteilung muss zum Beispiel am Freitagabend am alten Ort aufhören und am Montagmorgen am neuen Ort beginnen können.

GLOBAL EIN TÜRMCHEN

Mit seinen 126 Metern und 36 Stockwerken ist der Prime Tower das höchste Bürogebäude der Schweiz. International lässt sich damit aber kaum angeben. Weltweit tobt ein Wettbewerb um Höhenrekorde; gegenwärtig gilt der Tapei 101 in Taiwan mit 508 Metern als höchstes Bürogebäude der Welt – dafür müsste man den Prime Tower viermal aufeinanderschichten. Doch 2013 soll am Ground Zero in New York das 541 Meter hohe One World Trade Center eröffnet werden. Richtig hoch gebaut wird heute allerdings vor allem in Asien. Geht alles gut und das Geld nicht aus, wird 2014 der 632 Meter hohe Shanghai Tower fertiggestellt. Ob er als Bürogebäude durchgehen wird, ist noch nicht klar. Laut «Council on Tall Buildings and Urban Habitat» müssen über 85 Prozent der Nutzfläche für Büros reserviert sein, damit man von einem Bürogebäude sprechen kann. Der 830 Meter hohe Burj Khalifa in Dubai erfüllt dieses Kriterium nicht, denn er wird vorwiegend als Wohngebäude genutzt – und, wie viele Turmriesen, als Spekulationsobjekt.

Auch bei Bürogebäuden ist die Länge nicht alles: Noch nicht einmal bezüglich Nutzfläche qualifiziert sich der Prime Tower mit seinen 39 500 Quadratmetern für die Weltliga. Als grösstes Bürogebäude der Welt gilt das Pentagon mit seinen 610 000 Quadratmetern. Wahren Gigantismus schätzen auch die Moskauer. Stararchitekt Norman Foster entwarf für die russische Metropole das spiralförmige Gebäude Crystal Island mit einer Nutzfläche von über 2,5 Millionen Quadratmetern. Trotz Mischnutzung wird dessen Bürofläche grösser sein als bei jedem anderen Gebäude der Erde.

MARIUS LEUTENEGGER

BÜRO-RIESEN

(HÖHENANGABEN IN METERN)

DAS FEHLTE NOCH!

Unnötig, auffallend, ziemlich teuer und vielleicht sogar nützlich: Dinge für Büromenschen, die aus ihrem Arbeitsplatz etwas ganz Besonderes machen wollen

VON MARIUS LEUTENEGGER

Kleintransporter für Büronomaden: Mit dem «CI desk» hat der mobile Bürolist immer alles Nötige dabei

FOTOS: WWW.MANUFACTUM.CH, WMF AG, WWW.BELIANI.CH

Zugegeben: Im Moment drängt sich dieser Schreibtisch-Schmuck nicht unbedingt auf. Aber der nächste Winter kommt bestimmt, und dann freut sich Ihr liebster Bürolist, Ihre liebste Bürolistin sicher über dieses romantische Weihnachtsgeschenk: die 35 Zentimeter lange **Apoll-Feuerskulptur aus Edelstahl und Sicherheitsglas.** Sie findet auf jedem Schreibtisch Platz. Mit nur einer Füllung Bioethanol flackert das stufenlos regulierbare, russ- und geruchsfreie Feuer sechs Stunden lang. Das Designobjekt wurde bei den Red Dot Design Awards ausgezeichnet und ist für 629 Franken bei Topdeq erhältlich.

Designer Stuart Hughes, der ein bisschen aussieht wie ein Bösewicht aus «Miami Vice», hat bereits ein iPhone mit echtem Meteoritengestein «gepimpt». Doch diese Smartphones kosten nur 60 000 Franken, und so richtig angeben kann man damit wahrlich nicht. Deshalb hat der Liverpooler jetzt nachgelegt: mit der **iPad 2 Gold History Edition.** Das Gehäuse aus 24-Karat-Gold ist mit einem echten Knochensplitter eines T-Rex verziert, das Apple-Logo besteht aus rund 70 Diamanten. Nachteil: Die Edelversion ist etwas schwerer als das handelsübliche Gerät. Wer den siebeneinhalb Millionen Franken teuren Tabletcomputer haben will, muss sich beeilen: Es gibt nur zwei Stück davon. Immerhin geht die Bestellung ganz einfach: auf Stuarthughes.com kann man bequem per Kreditkarte einkaufen.

Von Hand schreiben eigentlich nur noch Leute, die wichtige Verträge unterzeichnen müssen. In solchen oft geschichtsträchtigen Momenten ist allerdings ein wirklich schöner Füllfederhalter sehr angebracht. Dieser hier wurde 1988 vom berühmten italienischen Studio «Officina Meccanica Armando Simoni» im Auftrag des Museum of Modern Art kreiert – daher auch sein eigenwilliger Name **OMAS MoMA.** Das edle Schreibgerät verfügt über jene aufwendige Kolbenmechanik mit Drehgewinde, die Cavaliere Simoni in den 1930er-Jahren entwickelte. Bei Manufactum für 572 Franken.

Ihre sarkastischen Arbeitskollegen belasten die Büroatmosphäre gerade wieder mit ihrem staubtrockenen Humor? Sie fühlen sich ob der öden Arbeit ganz ausgedörrt? Dann gibt es nur ein Gegenmittel: den **Ultraschall-Vernebler Solis Travel Pro.** Der zwergenhafte Luftbefeuchter findet in jeder Schreibtischschublade Platz, denn er ist nur unwesentlich grösser als eine Zigarettenschachtel. Gefüttert wird er aus der PET-Flasche. Im Internet gibts ihn für weniger als 100 Franken.

Manchmal allerdings kann die Atmosphäre im Büro auch ganz schön frostig werden – dann hilft einem vielleicht diese technische Innovation: Eine beheizbare, 64 mal 34 Zentimeter kleine **USB-Wärmedecke.** Einstecken, draufsitzen – und sich von unten das Herz erwärmen lassen. Bei Amazon für etwa 20 Franken.

Vor ein paar Jahren untersagte eine grosse Versicherungsgesellschaft allen Abteilungen den Betrieb eigener Kaffeemaschinen und klotzte dafür auf jedem Stockwerk einen grossen Kaffeeautomaten hin – warum, wissen die Götter beziehungsweise die Chefs. Bitter war das Murren des Personals, denn jetzt gabs überall nur noch den gleichen lausigen Kapselkaffee des günstigsten Lieferanten. Die goldene Zeit des individuellen Genusses könnte jetzt aber wiederkehren – dank der **kleinsten Kaffeemaschine der Welt, der WMF One.** Das 20 Zentimeter grosse Gerät lässt sich leicht in der Schublade verstecken, wenn die Chefs kommen. Besonders gut: Die Tasse ist bereits eingebaut, es kann sich also niemand bei den Kollegen mit einem «originellen» Mug aus Disneyland blamieren.

Flexibel soll er sein, der moderne Büronomade, überall einsetzbar und mobil. Einen Schreibtisch muss man ihm auch nicht mehr zur Verfügung stellen – denn den kann er dank einer schönen Kreation des österreichisch-bulgarischen Designstudios «Creative Industrial Objects» hinter sich herziehen wie ein Berber sein Kamel. Der dreirädrige **«CI desk»** aus Sperrholz verwandelt sich flugs vom Bürokorpus, in dem alles Nötige Platz findet, in einen Minischreibtisch. Er ist nur gerade 40 mal 50 Zentimeter gross und passt somit auch in jeden Starbucks – die Lieblingsoase aller Büronomaden. Mehr Informationen unter Creativeindustrialobjects.com.

Auch der Alltag im Büro kennt bei allem Abenteuer hin und wieder flaue Momente. Da sitzt man dann einfach so vor dem Computer und weiss gar nichts Rechtes mit sich anzufangen. Selbst im fleissigen Reich der aufgehenden Sonne soll es hin und wieder zu solchen Situationen kommen – und da Japaner auch einfallsreich sind, haben sie eine patente Möglichkeit gefunden, der Eintönigkeit zu entfliehen: mit dem **USB Ear Scope.** Man schliesst das eine Ende des kleinen Geräts an der USB-Buchse an, steckt sich das andere Ende ins Ohr – und schon erscheinen auf dem Bildschirm Grossaufnahmen des Gehörgangs. Sollten einem selbst diese tiefschürfenden Forschungen irgendwann langweilig werden, gibts ja noch Nasenlöcher. Den Stimmungsmacher erhält man für rund 100 Franken bei Thanko.jp.